

(Nachdruck verboten.)

86]

Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Ein herzlicher Unterricht konnte das freilich nur in solchen Augenblicken werden, wo die Naivität der biblischen Geschichten mit der Naivität der Kindesseele zusammenfiel; und in solchen Augenblicken atmete das Herz des jungen Schulmeisters erleichtert und beglückt. Und eine Fülle der Freuden quoll fast aus allen anderen Stunden. Nur stampfte ihm Herr Drögemüller eines Tages auch in den Besessunterricht hinein. Herr Drögemüller dachte es sich wunderschön, wenn alle drei neuangestellten Lehrer den Besessunterricht auf völlig gleiche Weise erteilen würden, und zwar auf eben dieselbe Weise, die er vor 25 Jahren auf dem Seminar erlernt habe. In seiner Schule sollte alles ordentlich hergehen: alle sollten auf Schuhen kommen, alle sollten Schulgeld zahlen, alle denselben Glauben haben und auf dieselbe Weise „gebildet“ werden.

Einer der neuen Herren tat ihm auch den Gefallen; Asmus aber und der andere gingen ihre eigenen Wege. Herr Drögemüller bemerkte das mit Mißfallen.

„Machen Sie es nicht so, wie ich es Ihnen neulich gezeigt habe, Herr Semper?“ fragte er.

„Nein,“ lautete die ebenso kurze wie unabweisende Antwort.

„Warum denn nicht?“

„Weil ich meine Weise für richtiger halte.“

„Aber Herr Semper — Sie werden wohl zugeben, daß ich mehr Erfahrung habe als Sie —“

„Das mag sein; aber ich muß meine Methode selber finden, und nur nach der Methode, die meiner Ueberzeugung entspringt, kann ich unterrichten. Wenn es die Jungen immer machen müßten wie die Alten, dann könnten Sie und ich überhaupt noch nicht lesen.“

„Das ist ja wohl sehr geistreich, Herr Semper; aber gleichwohl muß ich Sie bitten, meine Wünsche zu respektieren.“

„Mit Recht sagen Sie „Wünsche“, Herr Drögemüller, und nicht „Befehle“. Denn „Befehle“ gibt es hier nicht. Ich bin nur verpflichtet, meine Schüler zu fördern. Welche Methoden ich dabei anwende, ist ganz allein meine Sache.“

Drögemüller war bleigrau im Gesicht geworden und schnappte, als wenn er Luft für einen längeren Satz einnehme; er entschied sich dann aber nur für ein: „Na, wenn Sie meinen —“ und ging mit rachsüchtig geschwungenen Weinen hinaus. Als er draußen war, stenographierte er etwas sehr Langes in sein Notizbuch. Die Methode ist frei, dachte Drögemüller, darin hat er recht; aber ich werde schon andere Pfeifen schnitzen, nach denen er tanzen soll.

Zunächst indessen sollte Asmus ein wenig nach den Pfeifen des Exerzierplatzes tanzen. Bei der Generalmusterung im Sommer war er endgültig „gezogen“ worden, und nun war die Order gekommen, daß er sich am 1. Oktober auf dem Altenberger Kasernenhofe einzufinden habe.

39. Kapitel.

(Es teilweise im Kasernenstil geschrieben und befehrt uns durch die Güte des Herrn Schieß-Unteroffiziers, was für ein Mensch dieser Asmus Semper eigentlich ist.)

Was ihm an diesen Musterungs- und Bestellungsbefehlen aufgefallen war, das war die Mengstlichkeit, mit der auch der leiseste Verdacht einer höflichen Gesinnung vermieden war. Er fand, daß dieselben Befehle mit derselben Entschiedenheit in einer Form gegeben werden könnten, die mehr nach menschlicher Gesellschaft klang. Sie berührten ihn, als wären sie mit Absicht so schroff wie möglich formuliert, um das persönliche Selbstbewußtsein von vornherein auf den Nullpunkt zurückzutreiben. Ueberhaupt begann er diese sechs Wochen, die er als „Schulamtskandidat“ unter Waffen zubringen sollte, nicht mit gehobenen Gefühlen. Ludwig Semper freilich sprach noch immer von seinen Soldaten- und Kriegsjahren als von einer frischen, fröhlichen Zeit; aber „beim Preußen“ war's anders, und die vielen und abscheulichen Soldatenmißhandlungen, von denen die Zeitungen berichteten, hatten Asmus immer mit Zorn und Entsetzen

erfüllt. Frau Rebekka schwankte zwischen Stolz und Bangen. Sie war stolz, daß man ihren Sohn für tauglich befunden hatte, und sie bangte, daß man ihn mißhandeln und überanstrengen könne.

Und gleich der ganze erste Tag war eine Mißhandlung, aber keine böswillige. Die Herren Schulamtskandidaten standen nämlich mit kleinen Unterbrechungen von morgens acht bis abends sieben Uhr auf dem Kasernenhof und warteten. Einmal erschien ein Feldwebel und rief ihre Namen auf, und dann warteten sie wieder sechs Stunden. Einmal beobachtete Asmus einen Haufen Offiziere, und ein sehr temperamentvoller Herr unter ihnen schrie: „Denken Sie, der Sedendorff läßt sich wegen Krankheit beurlauben und verzehrt ein großes Beefsteak mit Spiegeleiern.“ Asmus fand dies merkwürdig, aber für einen Tag war es nicht Unterhaltung genug. Er gehörte sonst zu den Menschen, die man wohl langweilen kann, die sich aber niemals selbst langweilen, weil die Gedankenmühle von selber geht wie ein perpetuum mobile. Aber so auf einem Fleck stehend und immer wartend, konnte man weder Gedichte machen, noch Gedanken-spiele treiben; erlitt Höllequalen der Langeweile. Endlich, um sieben Uhr abends erschien ein Sergeant und erklärte ihnen, sie könnten nach Hause gehen. Denn die Schulamtskandidaten durften zu Hause schlafen und essen.

Am anderen Morgen ging es endlich los. Der Sergeant Greisenberg trat vor die Front von Asmusens Abteilung und hielt eine Rede.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich hoffe, daß Sie als gebildete Herren mir meine Arbeit so leicht wie möglich machen wer'n. Ich werde Sie nun mal ausbilden. Wenn Sie auch noch so gelehrt sind, hier müssen Sie doch noch wat zulernen. Sie sind Lehrers; aber ich bin der Lehrer von die Lehrers. Schill-jeschanden!“

„Un denn merken Sie sich gleich,“ sagte Herr Greisenberg, indem er auf einen der Kandidaten losging, „jelaßt wird nich im Kliede. Wat ich sage, is nich zum Lachen; de Sache is sehr ernst.“

Und nun begannen die Uebungen; aber Herr Greisenberg stellte keine unmenschlichen Anforderungen, und Herr von Birkenfeld, der ausbildende Leutnant, noch weniger. Zurchtsame Gemüter konnte freilich Herr von Birkenfeld zunächst abschrecken; denn er markierte den rauhen Kriegsmann, der weder Teufel noch Kognak fürchtet und „Sauerei“ und „Schweinekrum“ für verblühte Redensarten hält. Wenn ihm die Richtung eines Gliedes nicht gefiel, so sagte er, in einem milden, väterlichen Tone beginnend:

„Ei, ei, ei, das Glied steht ja schweinemäßig! Der rechte Flügelmann, nehmen Sie den Bauch herein, ins drei Deubels Namen! Der Kerl taugt zum Flügelmann wie der Jgel zum Schnupstuch!“ Er sagte aber nicht „Schnupstuch“, sondern ganz etwas anderes, und wenn er von den unteren menschlichen Extremitäten sprach, so gebrauchte er eine Bezeichnung, die man nur unter Männern wiederholen kann, wenn keine Theologen zugegen sind. Im übrigen hatte er mit dem Flügelmann nicht unrecht. Der Schulamtskandidat Plambek war der längste und dickste von allen; aber als er ein Gewehr mit einer Plakpatrone darin abdrücken sollte, da versagte er.

„Warum drücken Sie nicht ab?“ rief Herr von Birkenfeld.

Plambek hob den Kolben wieder an die bleiche Wange und setzte wieder ab.

„Na, wollen Sie jetzt vielleicht die Liebenswürdigkeit haben, abzudrücken?“ schrie der Leutnant.

Plambek hob schlotternd das Gewehr und ließ es abermals sinken.

Jetzt trat Birkenfeld nahe an Plambek heran und sagte ruhig:

„Sagen Sie, fürchten Sie sich?“

„Ja,“ versetzte Plambek ehrlich.

„Na, Sie sehen doch, die anderen haben auch geschossen und sind auch ganz geblieben. Ich werde jetzt kommandieren und Sie werden schießen. Legt an! — Feuer!“

Es keine Spur von Feuer.

„Heiliges Astloch!“ schrie Birkenfeld. „So was ist mit denn doch noch nicht vorgekommen! Sagen Sie mal, wie

denken Sie sich das eigentlich, 'n Soldat, der nicht schießt!
'n Soldat, der sich vor seiner Knarre fürchtet! Was wollen
Sie denn eigentlich machen, wenn —

„Bums!“ Plambek hatte abgedrückt und lächelte stolz.
„Himmel, Schnaps und Wolkenbruch! Jetzt schießt mir
der Herr gleich in die Bisage!“ schrie Birkenfeld. „Serrrr,
ich werde Sie ins Loch stecken, Herrr!“

Aber er steckte niemanden ins Loch, nicht einmal Büsing,
der es doch einigermaßen verdient hatte. Büsing hatte
morgens bei der Schießübung zu viel „Zielwasser“ ge-
trunken; die Kneipe lag in allzu verlockender Nähe des
Schießstandes. Herr von Birkenfeld, der eine verständnis-
volle Leber besaß, hatte gesagt: „Gehen Sie nach Hause und
schlafen Sie aus.“ Das hatte Büsing so gründlich bejorgt,
daß er nachmittags eine Stunde zu spät zum Dienst ge-
kommen war. Büsing war das aber noch immer nicht des
Frevels genug gewesen; er hatte sich lächelnden Mundes
bei dem Herrn Leutnant gemeldet mit den Worten:

„Vom Ausschlafen zurück!“

Da hatte ihm Birkenfeld zwar drei Tage aufgebrummt;
aber er hatte sie ihm noch am selben Tage erlassen. Wenn
er fluchend und wetternd und mit gezücktem Degen den
Parademarsch abnahm und sein breiter, blonder Bart im
Winde wehte, dann sah er aus wie ein Eisensprenger, und doch
war er ein vom Grund des Herzens humaner Mann, für den
die Worte „gutes, kameradschaftliches Verhalten“ nicht nur
auf dem Papier standen und der im gemeinen Soldaten den
gleichwertigen Menschen und Waffengenossen sah. Einmal
hatte er aber doch etwas zu faustig geschimpft. Als der
Schulamtskandidat Thölemann, der wie ein künftiger Pastor
ausah, sprach und fühlte, gleich einer nassen Unterhose am
Reck hing und ebensowenig wie dieses Kleidungsstück einen
Klimmzug zu machen imstande war, da schrie Birkenfeld:

„Serrrr, sei'n Sie nicht so schlapp, Serrrr! Deubel noch'n
mal! Kerl hat natürlich die ganze Nacht bei Wachtmann
'rumgeh—!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Münchener Künstlertheater.

München, die Stadt des Wagner-Amphitheaters, besitzt nun auch
die „Schaubühne der Zukunft“. Oder wenigstens den Anfang dazu,
denn der scheint mir tatsächlich in der neuen Bühnenform des
Münchener Künstlertheaters auf der Ausstellung 1908 gegeben zu
sein. Die Zwecke, die das Künstlertheater verfolgt, beruhen vor
allem in einer Klärung des Verhältnisses zwischen der dramatischen
und der bildenden Kunst. Der bildende Künstler soll als unter-
würfiger Helfer neben den Dichter treten und mit den Mitteln
seiner Kunst nur dazu beitragen, daß das innere dramatische Erleben
klar und stark in uns zum Bewußtsein komme. Der Maler, der
Architekt, der Maschinist und Kostümzeichner, der Licht- und Farben-
künstler auf der Bühne: sie sollen am besten in einer Persönlichkeit
vereinigt das richtige Maß finden für den Augeneindruck, der den
dramatischen Vorgang, die Situation bildmäßig stützt, nicht aber die
Aufmerksamkeit durch zu große Realität der Szene, durch Bühnen-
propherei mit ihrem selbststüchtigen Jubel der Ausstattung auf sich
lenkt und abzieht. Insofern kann die neue Münchener Bühne eine
Phantasielandschaft mit Recht genannt werden, als sie mit ein
paar knappen Strichen und stilisierenden Andeutungen die
Szene räumlich und in Licht, Farbe, Stimmung, Land-
schaft und Milieu bestimmt. Sie gibt nur das Not-
wendige durch Vereinfachung und Beschränkung der szenischen
und dekorativen Ausstattung und regt so die Phantasie an, statt
wie bisher die bildenden Künstler auf der Bühne zu tun liebten,
das Auge zu beschäftigen und ein fesselndes Bild, ein Schauspiel
zu geben. Es ist aber nicht die Aufgabe des Bühnenmalers, dem
Zuschauer wirkliche Natur vorzutäuschen, wenn allerhand Zusätz-
liche die mühsam herbeigezwungene Illusion zum Teufel
jagen, wenn Felsen wackeln und die marmorne Wand eines
Palastes im Luftzug flattert, wenn Blechstücke als Meeres-
wogen schaukeln oder wenn der Maschinist bergigt, die
wirklichen Baumkronen auf die unten stehenden Stämme herab-
zulassen.

Von diesen zweifellos eine höhere Geschmackskultur zeigenden
Ideen ausgehend, tat sich eine Anzahl führender Münchener Künstler,
Schriftsteller, Architekten und Maler zusammen — ich nenne hier
nur Adolf v. Hildebrand, Rich. Niemeis, Weno Weger, Stud.
Paul Marjov, Georg Fuchs, Fritz Erler, Max Littmann — und
beschloß, eine Reform-Schaubühne zu bauen, wofür die Stadt-
gemeinde München circa eine Million zur Verfügung stellte.

Einige Worte über das Haus und die Bühneneinrichtung.
Architekt Littmann, heute wohl der bedeutendste deutsche Theater-
baumeister, hat in dem kleinen, aus Fachwerk, Klobstein
und Holz errichteten, für 600 Personen bestimmten Amphi-

theater die Erfahrungen der Festspielhäuser und Reform-
bühnen von Bayreuth, Worms, München, Charlottenburg und Weimar
zusammengetragen. Dabei ist zum ersten Male eine grundlegende
Neuerung verwirklicht worden: der Architekt des Hauses und der
Ingenieur der Bühne sind eine Person. Littmann hat die technisch-
künstlerische Reform von Auditorium und Szene zusammen durch-
geführt, während bisher stets auch der künzliche, strukturelle Entwickelungs-
wille des Architekten am Proszenium, dem Grenzgebiet des Bühnen-
ingenieurs und „Maschinenmeisters“, Halt machen mußte. Das in
22 Reihen steil ansteigende Amphitheater vermeidet Stuhl, Rot und
Gold, die barbarische Fanfare des alten Rang- und Logentheaters voll-
kommen und bietet dafür dem Auge durch das Grau der gebeizten
mit Intarsien belebten Eichenholzwände, das kräftige Gelb
des Fichtenholzplafonds, das Mattgrün der Sessel und das Dunkel-
blau des Isthmischen, von Margarete Brauchitsch auf Seide gestickten
Portalvorhangs eine wohlthuend schöne und einfache Farbenharmonie.
Die Bühne ist als Reliefbühne flach und nur circa 8 Meter
tief. Sie führt keine Kulissen, Gassen, soffiten, keine falsche Perspek-
tiven, kein falsches Oberlicht. Sie ist ein lediglich Stimmung gebender
Wechselrahmen, den für den in Aussicht genommenen Zyklus
von acht Stücken jedesmal ein anderer Maler „um das jeweilige
Stück hängt“ und hierbei seiner Persönlichkeit nur soweit
die Fäden schießen lassen darf, als er dadurch den rein
dramatischen Gesichtspunkt des Dichters nicht stört. Die alte tiefe
der italienischen Oper entstammende Guckkastenbühne ist also zu
einem schmalen Rahmen zusammengedrängt und damit der räumliche
Naturalismus stilisiert worden zu einer Reliefwirkung. Alles er-
scheint von der Seite und geht seitlich ab, an Stelle der Front-
aufzüge bei Massen- und Volkszügen ist die Profilanordnung ge-
treten. Die Bühne ist in drei Felder gegliedert: Proszenium, Mittel-
und Hinterbühne. Die als Spielfläche in der Regel benutzte Mittel-
bühne ist seitlich und oben durch ein schweres architektonisches Portal
eingefaßt, wodurch die künstlerische Optik des Bühnenbildes
sehr erhöht wird. Das feste Portal hat links und rechts
eine Tür. Der Wechsel der Szene wird hier durch
„Stimmunggebende Requisiten“ angedeutet. Z. B. in „Marthes
Garten“ hängen zwei Kränze dort, in der „Walpurgisnacht“
Hierbeshädel u. s. f. Bei Benutzung der Hinterbühne, die nach
Fritz Erlers Ideen zur Erzielung eines plastischen Hintergrund-
prospekts vertieft wurde, wird als Prospekt ein mit vier verschiedenen
neutralen Hintergründen (Stimmungen der Natur und der Tages-
zeiten) bemaltes Wandpanorama benutzt. Die Beleuchtungsanlage
weist zum ersten Male das Künstlerfarbensystem — rot, weiß, grün,
gelb und blau — auf und ermöglicht die vollkommensten Farben-
wirkungen. Die ganze Anordnung des Bühnenbildes ist auf
malerische Farbwirkung gerichtet, was kein Wunder nimmt, wenn
die Regisseure Maler sind. Das Orchester ist verfenkt und wird
völlig überdeckt, wenn Dramen ohne begleitende Musik aufgeführt
werden.

Mit Goethes „Faust“ I. Teil ist das Künstlertheater er-
folgreich eröffnet worden. Goethes Faustgedicht, das eine ganze
Welt umfaßt, eingepaßt in den winzigen Rahmen der Relief-
bühne! Und doch ist die Belastungsprobe geglückt. Daß sich die
neue Raumkunst selbst an Goethe bewährte, daß die Entloftung
der Szene das Gewicht Goetheschen Geistes vertrat und künstlerische
Eindrücke von zwingender, unmittelbarer Gewalt vermittelte, zeigt,
daß hier der rechte Weg beschritten wurde, auf dem die Zukunft der
Theaterkunst liegen wird. Fritz Erler, der Hohenzollernungünstling, hat
die neue gotische Fausteinrichtung in Architektur, Szene, Dekoration,
Masse und Kostüm geschaffen, und Max Schillings hat eine kurze
stimmungsgeschaffene, dem Geist der Reliefbühne merkwürdig feinsinnig
angepaßte Bühnenmusik komponiert. In Erlers Hand erscheint der
Faust von aller konventionellen romantisch-barocken Bühnenpropherei
befreit. Auch das Salon-Gretchen mit dem „Gretchenloftium“ ist
verschunden, so gut wie der rote Opern-Mephisto mit dem Pferdesuß.
Gretchen sah in ihrem grauen schlichten Kleid, mit der offenen Stirn
aus wie ein munteres Bürgermädchen aus den Tagen der Gotik.
Die Liebhaber des sentimentalischen Gretchens in Goldschmittenband
waren natürlich haff. Von den architektonisch-landschaftlichen Szenen
war der Prolog im Himmel am großartigsten gelungen. Ein echt
Erlerisches Bild. Im leeren hellen Himmelstraum standen über-
lebensgroß in eherner Ruhe die drei Erzengel. Gigantisch
mit den schweren bronzenen Flügeln, den ehernen Loden, den
Brünnen, den Riesenschwertern. Sie sprachen die ewigen Worte. Vor
ihnen lauerte in dunklen Umrisen, wie ein Häufchen verlockender
Flammen, ein Nichts vor dem uralten Licht, Mephisto. Alles
ohne bengalisches Licht, ohne Ballettengel, ohne Wolkenbänke, ohne
Dampf! Diese eine Szene offenbarte mit einem Schlage den ge-
funden inneren Kern der neuen malerischen Bühnenform. Noch ein
paar Beispiele, wie Erler die Szene in Stimmung auflöst, ohne
Schaustücke zu geben. Osterpaziergang: auf einer gangbaren
Stadtmauer mit dem Blick zur Rechten in die Tiefe auf eine vom
Eise befreite hügelige Vorfrühlingslandschaft mit Schnee-
streifen Walpurgisnacht: gegen feurigen Himmel die
schwarzen Silhouetten eines bodähnlichen Felsensteins und
einer alten Wettertaune. Domzene: fünf Kerzen bei
völlig verfinsteter Hinterbühne vor dem schwarzen Hintergrund-
prospekt, ein Duzend dem Zuschauer den Rücken drehender, stoff-
förmig aufgestellter Gestalten. Die vollkommene Illusion einer
großen im Dunkel eines tiefen Doms sich verlierenden Menschen-
masse ist da.

Hoffentlich holen sich die fortschrittlich gesinnten Theaterleiter von Erlers Faust einige dekorativ-kostümliche Anregungen, die auch außerhalb des Münchener Künstlertheaters leicht zu verwirklichen sind.

(Nachdruck verboten.)

Heimgezahlt.

Eine lustige Geschichte von W. W. Jacobs.

(Schluß.)

Während der nächsten drei oder vier Tage wurden die beiden Unglücklichen andauernd zur Arbeit angehalten. Herr Thomson beklagte sich bitter, aber der Koch trug ein sphinggleiches Lächeln zur Schau und versuchte, ihn zu trösten.

„Es wird nicht mehr lange dauern, Harry," sagte er zu seiner Veruhigung.

Der Rechtsanwalt schob, „Ich könnte keine Abhandlung über Abstinenz nach der anderen schreiben," bemerkte er bitter. „Soll mich wundern was unsere Frauen denken? Ich denke mir, sie halten uns für tot."

„Weinen sich die Augen aus," sagte der Doktor schelmisch; „aber sie werden sie sich schnell genug trocknen, wenn wir wieder da sind, und werden alle möglichen Fragen stellen. Was wirst Du sagen, Harry?"

„Die Wahrheit," entgegnete der Rechtsanwalt tugendhaft.

„Ich ebenfalls," meinte sein Freund. „Aber paß auf, wir müssen beide dieselbe Geschichte erzählen, wie sie auch lautet. Hallo! Was ist los?"

„Der Käppen," sagte der Junge, der eben herbeigelaufen kam. „Er verlangt Sie sofort zu sprechen. Er liegt im Sterben."

Er sagte den Doktor beim Kermel, aber Carson lehnte es in höchst berufsmäßiger Weise ab, sich antreiben zu lassen. Er stieg gemächlich die Kajütstreppe hinab und begegnete den betroffenen Gesichtern des Steuermannes und des zweiten Offiziers mit sorgloser Miene.

„Kommen Sie sofort zum Kapitän," sagte der Steuermann.

„Wünscht er mich zu sehen?" fragte der Doktor langsam, während er die Kabine betrat.

Der Kapitän lag ganz krumm in seiner Koje, das Gesicht vor Schmerz verzerrt. „Doktor," leuchtete er, „geben Sie mir schnell etwas. Da steht die Medizinliste."

„Wünschen Sie etwas zu essen, Herr Kapitän?" erkundigte sich der andere in respektvollem Tone.

„Zum Henker mit dem Essen!" entgegnete der Leidende. „Ich wünsche Medizin. Da steht die Medizinliste."

Der Doktor nahm sie auf und hielt sie ihm hin.

„Ich will doch nicht das ganze," stöhnte der Kapitän. „Ich wünsche, daß Sie mir etwas gegen glühende Kortenzieher im Magen geben."

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte der Doktor bescheiden; ich bin nur der Koch."

„Wenn Sie — mir nicht — sofort etwas verschreiben," versetzte der Kapitän, „lasse ich Sie in Eisen legen."

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Ich habe als Koch angeheuert," sagte er langsam.

„Geben Sie mir etwas, um Himmelswillen," sprach der Kapitän demütig. „Ich sterbe!"

Der Doktor überlegte.

„Wenn Sie ihn nicht sofort behandeln, werde ich Ihnen den Schädel einschlagen," sagte der Steuermann eindringlich.

Der Doktor warf ihm einen spöttischen Blick zu und wandte sich dann an den sich krümmenden Kapitän.

„Meine Gebühr ist eine halbe Guinea für den Besuch," sagte er höflich; „fünf Schilling, wenn Sie zu mir kommen."

„Ich will für 'ne halbe Guinea haben," versetzte der Kapitän in seiner Todesangst.

Der Doktor sagte nach seinem Puls und zog in aller Ruhe die Uhr des zweiten Offiziers aus der Tasche ihres Eigentümers. Dann untersuchte er die Zunge des Kranken und wählte kopfschüttelnd ein Pulver aus der Kiste aus.

„Sie müssen sich nichts daraus machen, daß es schlecht schmeckt," sagte er. „Wo ist ein Löffel?"

Er sah sich nach einem solchen um, aber der Kapitän nahm ihm das Pulver aus der Hand und leckte es vom Papier ab, als wenn es Sorbet gewesen wäre.

„Um Himmelswillen, sagen Sie nur nicht, daß es Cholera ist," stöhnte er.

„Ich sage überhaupt nichts," entgegnete der Doktor. „Wo, sagten Sie, wäre das Geld?"

Der Kapitän wies auf sein Weinleid, und Herr Madenzie, den als sparsamen Schotten die Wut packte, entnahm ihm den vereinbarten Betrag und überreichte ihn dem Arzte.

„Bin ich in Gefahr?" fragte der Kapitän.

„Gefahr ist stets vorhanden," entgegnete der Doktor in seiner besten Krankenzimmermanier. „Haben Sie Ihr Testament gemacht?"

Der andere wurde blaß und schüttelte das Haupt.

„Vielleicht würden Sie gern einen Rechtsanwalt sehen?" sagte Carson in gewinnendem Tone.

„Dazu fühle ich mich noch nicht schlecht genug," entgegnete der Kapitän trotzig.

„Sie müssen hier bleiben und den Kapitän pflegen, Herr Madenzie," wandte Carson sich an den Steuermann, „und seien Sie so liebenswürdig, dies schnaubende Geräusch zu unterlassen, es belästigt den Kranken."

„Schnaubendes Geräusch?" wiederholte der verblüffte Steuermann.

„Ja; Sie haben die unangenehme Angewohnheit zu schnauben," erwiderte der Doktor; „es belästigt mich manchmal. Ich wollte schon immer mal mit Ihnen darüber reden. Sie müssen es hier unterlassen. Wenn Sie das Verlangen haben zu schnauben, gehen Sie an Deck und tun Sie es da."

Der Wutausbruch des Steuermanns wurde durch den Kapitän unterbrochen. „Machen Sie nicht solchen Spektakel in meiner Kabine, Herr Madenzie," sagte er streng.

Beide Steuerleute zogen sich erzürnt zurück und auch Carson verließ, nachdem er dem Leidenden die Decke zurecht gezogen hatte, die Kabine und suchte seinen Freund auf. Thomson nahm die Geschichte zuerst etwas ungläubig an, aber seine Augen glitzerten beim Anblick des halben Sobereign.

„Versteh ihn lieber," rief er besorgt; „der Kapitän wird ihn zurück haben wollen, wenn er wieder gesund ist; es ist das einzige Geldstück, das wir besitzen."

„Er wird nicht wieder gesund werden," entgegnete Dr. Carson leichtsin, „wenigstens nicht, bis wir in Hongkong ankommen."

„Was fehlt ihm denn," flüsterte der Rechtsanwalt.

Der Doktor machte, indem er seinen Blick vermied, ein langes Gesicht und schüttelte den Kopf. „Es ist am Ende die Kofi," sagte er langsam. „Ich bin kein guter Koch, muß ich zugeben. Vielleicht ist etwas aus der Medizinliste in die Speisen gekommen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Steuerleute auch krank werden würden."

Und tatsächlich kam der Schiffsjunge in diesem selben Augenblick abermals in die Kombüse gerannt und schrie, daß Herr Madenzie in seiner Koje platt auf dem Bauch liege, mit den Fäusten in die Luft stöße und sie mit schaurigen Nebenarten erfülle. Der zweite Offizier erschien an Deck, als er seine Erzählung eben beendete hatte, warf einen Blick nach vorn und rief laut nach dem Koch.

„Du wirst gewünscht, Frank," sagte der Rechtsanwalt.

„Wenn er mich Doktor nennt, werde ich hingehen," entgegnete der andere steif.

„Koch," brüllte der zweite Offizier. „Koch! Koch!"

Er kam nach vorn gerannt, das Gesicht rot vor Wut und die Faust geballt. „Haben Sie nicht gehört, daß ich Sie rief?" fragte er wütend.

„Ich bin befördert worden," versetzte Carson liebenswürdig. „Ich bin jetzt Schiffsarzt."

„Kommen Sie sofort nach unten, oder ich kriege Sie beim Kragen und bringe Sie hin," ereiferte sich der andere.

„Dazu sind Sie nicht groß genug, kleiner," sagte der Doktor, noch immer lächelnd. „Aber gut, zeigen Sie mir den Weg und wir wollen sehen, was sich tun läßt."

Er folgte dem sprachlosen zweiten Offizier nach unten und fand die Beschreibung des Jungen vom Zustande des ersten Offiziers wie Mondschein im Vergleich zum Sonnenschein, wie Wasser gegen Wein. Selbst der zweite Offizier war über das Schauspiel entsetzt und wagte einen Protest.

„Geben Sie mir sofort etwas," schrie Herr Madenzie.

„Wünschen Sie sich von mir behandeln zu lassen?" fragte der Doktor sehr liebenswürdig.

Herr Madenzie sagte, daß es der Fall sei, in sieben langen, beleidigenden und lästerlichen Sätzen.

„Meine Gebühr beträgt eine halbe Guinea," bemerkte der Doktor höflich; „arme Leute, die nicht so viel zahlen können, Steuerleute und dergleichen, behandle ich manchmal für weniger."

„Ich sterb' lieber," heulte der Steuermann, „aus mir drücken Sie kein Geld 'raus."

„Sehr gut," sagte der Doktor und erhob sich zum Gehen.

„Bringen Sie ihn zurück, Rogers," schrie der Steuermann. „Lassen Sie ihn nicht gehen."

Aber der zweite Offizier lehnte mit einem eigenartigen furchtsamen Blick im Auge auf seinem Sitz zurück und packte die Tischkante fest mit beiden Händen.

„Komm, komm," sagte der Doktor heiter, „was ist denn das? Sie dürfen nicht krank werden, Rogers. Ich brauche Sie zur Pflege der beiden anderen."

Der andere stellte sich auf die Knie und blickte ihn mit glanzlosen Augen an. „Sagen Sie dem dritten Offizier, daß er das Kommando übernimmt," sprach er langsam; „und wenn er auch noch pflegen soll, hat er alle Hände voll zu tun."

Der Doktor schickte den Jungen hin, um den dritten Offizier von seiner Verantwortung in Kenntnis zu setzen, und beobachtete dann das seltsame, schlangentartige Zusammenrollen des Herrn Madenzie.

„Wieviel — sagten — Sie?" zischte der Letztere.

„Arme Leute," wiederholte der Doktor mit Befagen, „zahlen für den Besuch fünf Schilling; ganz arme Leute eine halbe Krone."

„Ich will für 'ne halbe Krone haben," stöhnte der unglückliche Steuermann.

„Herr Madenzie," kam eine leise Stimme von der Kapitänskabine her.

„Herr Kapitän?“ brüllte der Steuermann in seiner Dual.
 „Antworten Sie mir nicht in solcher Weise,“ bemerkte der Kapitän scharf. „Denken Sie gefälligst daran, daß ich krank bin und den schrecklichen Lärm, den Sie machen, nicht vertragen kann.“
 „Ich bin — ebenfalls — krank“, ächzte der Steuermann.
 „Krank? Blödsinn!“ sagte der Kapitän streng. „Wir können nicht beide krank sein. Und das Schiff?“

Es folgte keine Antwort, aber aus einer anderen Kabine ließ sich Herr Rogers Stimme hören, die wild nach ärztlicher Hilfe schrie und die unmäßigsten Schreien dafür bot. Der Doktor ging von Kabine zu Kabine und verabreichte den Leidenden, nachdem er zuvor seine Gebühren einliefert hatte, mancherlei Tränke, worauf er in seiner Eigenschaft als Koch nach vorn ging und ein unschmackhaftes Gericht herstellte, das er Haserischleim nannte, und auf dessen Verteilung er bestand.

Dank seiner Geschicklichkeit wurden die Kranken von den heftigen Schmerzen befreit, aber dieser Befreiung folgte eine solche beängstigende Schwäche, daß sie kaum den Kopf von den Kissen erheben konnten — ein Zustand, der den größten Reiz des dritten Offiziers erweckte, der infolge seiner Verantwortlichkeit ein Kissen sehr gut entbehren konnte.

In diesem Schwächezustand, und seine bevorstehende Auflösung vor Augen, schickte der Kapitän zu Harry Thomson, und nach einigen Vergleichen zwischen Advokaten und Haisfischen, die im allgemeinen zugunsten der letzteren ausfielen, zahlte er eine Guinea und machte sein Testament. Der Steuermann folgte, abgesehen von der Höhe der Gebühren, seinem Beispiel, aber Herr Rogers, dem der Doktor die Sache im Interesse seines Freundes nahe legte, schüttelte den Kopf und dankte seinem Stern, daß er nichts zu hinterlassen habe. Er habe sich für sein Geld amüsiert, sagte er.

Es trat allmählich eine Besserung ein, als sie sich Hongkong näherten, wemgleich ein Temperamentsausbruch des Herrn Madenzie, wobei er dunkle Andeutungen machte, daß er sein Geld zurück haben wolle, bei ihm zu einem bedauernden Rückfall führte. Er lag noch zu Bett, als sie im Hafen vor Anker gingen; aber der Kapitän und der zweite Offizier waren imstande, an Deck zu gehen und sich von nebeneinander stehenden Deckstühlen aus gegenseitig zu beglückwünschen.

„Sie sind gewiß, daß es keine Cholera war?“ fragte der Hafenmeister, der in seiner Barlkasse an Bord gekommen war, nachdem er die Geschichte gehört hatte.

„Positiv,“ erwiderte Carlson.
 „Es war ein großes Glück, daß sie Sie an Bord hatten,“ meinte der Hafenmeister, „ein großes Glück.“

Der Doktor verbeugte sich.
 „Es macht allerdings einen seltsamen Eindruck, daß drei daran erkrankt sind,“ fuhr der andere fort, „das sieht aus, als wenn es ansteckend wäre, nicht wahr?“

„Ich denke nicht,“ versetzte der Doktor und nahm eifrigst das Angebot, in der Barlkasse an Land zu setzen und sich mit einem anständigen Anzug zu versehen, an. „Ich glaube, ich weiß, was es war.“

Der Kapitän der „Stella“ spitzte die Ohren, und der zweite Offizier lehnte mit offenem Munde vorwärts. Carlson schritt in Begleitung des Hafenmeisters und des Rechtsanwalts auf die Barlkasse zu.

„Was war es denn?“ schrie der Kapitän gespannt.
 „Ich glaube, daß Sie etwas ahnen, was Ihnen nicht bekommen ist,“ antwortete der Doktor, indem er bedeutungsvoll grinste.
 „Wien, Käppen.“

Der Kapitän der „Stella“ antwortete nicht, erhob sich aber mühsam, stolperte an die Reeling und drohte der auf das Ufer zu haltenen Barlkasse mit der Faust. Doktor Carlson, der eine gute Erziehung genossen hatte, warf ihm als Erwiderung eine Klughand zu.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Dr. Albert Volbert: Ferdinand Freiligrath als politischer Dichter. (Münster i. W. Heinrich Schöningh). Diese Dissertationschrift zur Erlangung des Doktorgrades bei der neugeborenen Universität Münster war vielleicht erwünscht, um die von Professor Dr. Schwering daselbst herausgegebenen „Münster'schen Beiträge zur neueren Literaturgeschichte“ weiters um eine unter Umständen verdienstliche Publikation zu bereichern. Der Verfasser nimmt aber von Anfang an einen dem Dichter nur teilweise gerechtwerdenden Standpunkt ein. Er begrenzt nämlich sein Thema auf Freiligraths Gedichtsammlung „Ein Glaubensbekenntnis“ ganz allein. Diese Abgrenzung muß naturgemäß zu einseitiger Beurteilung führen. Nicht etwa, daß Volbert zu einer Verleugung Freiligraths gelangte. Ganz im Gegenteil: er steht diesem durchaus sympathisch gegenüber, wenn er auch an manche poetische Schwächen, die vom ästhetischen Gesichtswinkel her betrachtend, den Maßstab der Rüge legt. Das nun Volberts Untersuchungen angeht, so erstreden sie sich über Freiligraths Entwicklung zum politischen Dichter insoweit, als die politischen Zustände in Preußen zwischen 1836 bis 1844 für diese seine Entwicklung die Maßstäbe bilden können. Volbert unterscheidet

da bei Freiligrath drei Momente. Erstens weist er die „politischen Momente“ in Freiligraths Jugenddichtung nach. Es gelingt ihm hier an der Hand erstmals den nachgelassenen Papieren entnommener, also nicht bekannter Frühzeitgedichte einige neue Lichtlein aufzudecken. Für das politische Moment, meint Volbert, sei ausschlaggebend, daß Freiligrath „in einer Zeit der Opposition aufwuchs“. Dies Argument ist gewiß nicht zu bestreiten. An dem jugendlichen Freiligrath, nämlich als dieser noch Gymnasiast war, scheint jedoch die Zeit der Opposition noch ziemlich spurlos vorübergegangen zu sein, wie sein Panegyrikus auf den erzreaktionären Friedrich Wilhelm III. beweist. Die Amtsberater Lehrjahre sind aber für Freiligrath auch poetische Lehrjahre geworden. Aus Soest, dem öden westfälischen Provinznest, ist er in die Welt der Kontraste hinausgekommen. Da weitet sich mit eins der Horizont seiner Anschauungen. Unter dem Einfluß Victor Hugos, des großen französischen Romantikers, mußte sich in Freiligraths Seele manches ändern. Zweifellos wird er von großen Humanitätsideen befruchtet, wofür viele seiner exotischen Gedichte aus jener Epoche Zeugnis geben. Das Menschliche zieht ihn noch mehr an wie das Politische. Nachdem er in die Heimat zurückgekehrt war, mußten sich seinem nunmehr alle Poren öffnenden Geiste auch die erbärmlichen Zustände im Preußenlande ausdrängen und seine Oppositionslust schärfen. Er tritt in die Periode des „gemäßigten Liberalismus“. Er nimmt regen Anteil an allen politischen Tagesfragen. Diese Periode wird von Volbert treffend geschildert. Wir sehen Freiligrath politisch und als Poet wachsen und reifen. Es kommt dann das Bekkersche Rheinlied („Sie sollen ihn nicht haben“ usw.), wodurch — wenn ihm auch sonst keine Verdienstlichkeit zugesprochen ist — denkende Geister auf eine Vergleichung der preußenländischen Zustände mit den freieren, besseren in außerdeutschen Nachbarstaaten hingedrängt wurden. Selbstverständlich auch Freiligrath. Da wirft Herwegh seine „Gedichte eines Lebendigen“ in die „Stidluft jener Lage“ hinein. Freiligrath gerät mit ihm in eine dichterische Fehde gleich Seibel u. a. Unterdessen ist er auch „Pensionär“ von Friedrich Wilhelms IV. Gnaden geworden. Das bringt ihn bei Herwegh, Heine u. a. in den Verdacht, ein Royalist zu sein. Er ist aber nicht, was es nie in diesem Sinne gewesen. Im eifrigen Studium und Nachsinnen hatte sich seine demokratische Anschauung geflärt und befestigt. Und wenn er dann im Januar 1844 freiwillig auf den ferneren Bezug der Pension Verzicht leistet, so tut er's wie ein rechter Mann, der seine ehrliche Ueberzeugung offenbaren muß. Er tut es mit der Gedächtnissammlung: „Ein Glaubensbekenntnis“. Aus diesem Opus verläßt nun Volbert Stück für Stück den Uebergang Freiligraths vom Liberalismus zum Radikalismus zu erklären, indem er die geschichtlichen Vorgänge jener Jahre, insoweit sie in Freiligraths Gedichten ihren Niederschlag gefunden haben, zur Vergleichung heranzieht. Er kommt dabei nach Recht und Billigkeit zu dem folgenden Ergebnis: „Freiligraths politische Lyrik ist nicht eine Konzeption an die Tagesmode, sondern . . . der Abschluß einer langen Entwicklung. Die treibende Kraft ist seine Erbitterung über die vielen Mißgriffe der Regierung, über das gestörte Vertrauen zwischen Volk und Königtum, über seine scheinbaren liberalen Gewährungen, die bald reaktionären Maßregeln Platz machten, eine Erbitterung, gepaart mit warmerherziger Teilnahme für die Leiden und Sorgen der Unglücklichen und Armen. . . . Jetzt betrub sein hoher Idealismus die Gedanken einer staatlichen und sozialen Reformation miteinander; mit jedem Worte dedte er neben den politischen auch Gesellschaftsschäden in ihrem innersten Kerne auf.“ Volbert anerkennt die ehrliche Ueberzeugung des Dichters, den Ewigkeitsgehalt mancher seiner poetischen Erzeugnisse, die „in jener Epoche wildbegehrender Parteileidenschaft seiner vulkanischen Natur entströmten“ und sagt, daß wir Freiligrath „auch in seiner politischen Poesie schätzen und bewundern“ können, „wenn wir auch mit seinen politischen Ansichten nicht mehr einverstanden sind“. In diesem letzteren Bekenntnis scheint mir aber der Grund zu liegen, warum Volbert die Offenbarungen des sozialistischen Revolutionärs Freiligrath in seinen Hyllen „Ca ira“ und „Neuere politische und soziale Gedichte“ von seiner Betrachtung ausschloß. Es ist für den bürgerlichen Literaturhistoriker ja leichter, einen Dichter nach seinen rein politischen Zeitbekenntnissen zu analysieren, weil diese ohne viel Studium erreichbar sind. Er kann sich da auf eine vergleichende Betrachtungsweise beschränken, die zwar von methodistischer Literaturgeschichtsschreibung nach üblichem Schema, nicht aber von seiner Bekanntheit mit der Geschichte des Sozialismus Zeugnis gibt. Gerade bei „Ca ira“ und den „Neuere politischen und sozialen Gedichte“, die Volbert umging, wäre mit Phrasenologie über Freiligraths „heißer Anteilnahme an gesellschaftlichen Elend“ und dergleichen noch nichts bewiesen gewesen. Hier hätte eine Untersuchung über den innigen Zusammenhang Freiligraths mit den Lehren des Sozialismus, vornehmlich mit marxistischen Einflüssen — auf die Franz Mehring bereits in seiner „Geschichte des Sozialismus“ hingewiesen hat — einzusetzen gehabt. Das ist aber für bürgerliche Aestheten doch eine zu tizische und leider auch noch immer ihrem Bildungshorizonte verschlossen bleibende Materie. So hart also das Thema: „Freiligrath als sozialistischer und politischer Lyriker“, trotz Volberts Schrift, noch ferner seiner bündigen Behandlung. o. k.